

Ritter Schorsch sticht zu

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **89 (1963)**

Heft 44

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

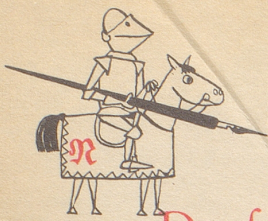
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ritter Schorsch sticht zu

Das freundliche Handzeichen

Ritter Schorsch, zu einer militärischen Nachtübung befohlen, ist auf mittelländischen Seitenpfaden unterwegs. Es regnet, programmgemäß, wie der Fahrer verdrießlich feststellt, Bodennebel hat es auch, und zu allem Elend ist ausgerechnet diesmal, wo von Kiosken weit und breit keine Rede sein kann, der Tabakbeutel im andern Kittel vergessen worden. Uebrigens ist man viel zu früh an der triefenden Waldecke, zu der man befohlen wurde, weil der Fahrer noch andere Leute in die sehr oktoberliche Landschaft verschieben muß. Der Ritter morkst sich aus dem ungastlichen Fahrzeug, findet zu seiner Genugtuung in der linken Manteltasche noch einen nahezu intakten Stumpfen, glotzt den Schlußlichtern nach, bis sie verschwunden sind, konsultiert anschließend bei kärglichem Taschenlampenlicht die Karte und macht sich dann zwischen den Karrengeleisen eines Feldweges zum nächsten Dörfchen auf. Rechnung: es gibt dort eine Beiz. Hoffnung: sie ist noch offen.

Zwei Kilometer Marsch reichen hin, um dem Ritter die Gewißheit zu verschaffen, daß er Schillers «Glocke» noch so gut wie völlig beherrscht. Auf den 29. September 1938 hat er sie auswendig lernen müssen – ach, wer könnte das vergessen, in München machten sie gerade den Frieden, den viele damals so schön fanden, die heute behaupten, sie hätten es schon immer gewußt, daß er faul gewesen sei. Die Rechnung übrigens, wie sich schon beim ersten Haus des Dörfchens konstatieren läßt, geht auf, und die Hoffnung ist aufs prächtigste erfüllt: Es gibt eine Beiz, und sie steht offen.

Der Ritter schüttelt sich vor der Tür, fegt manierlich die Dreckklumpen von den Schuhen, nimmt das Käppi von der Glatze und tritt ein. Am runden Tisch bei der Theke will man sogleich nach der Begrüßung wissen, ob Militär ins Dorf komme oder der Herr Sowieso – «Jaja, ich war auch im Aktivdienst, das kennt mr jo» – nur auf Rekognoszierung sei. Das sei er, und der Ritter macht sich's am andern Tisch bequem. Tabak gibt's hier auch, genau den Knaster, der zu dieser Nacht paßt, und das alle zwei Minuten zur ergrauten Runde kommandierte Vreneli summt inbrünstig die Melodie mit, die aus dem Schnulzenkasten quillt. Ein Herr Gmeindrot vom Dorf nebenan ist da, und ein Herr Großrat, und sie können sich beide nicht genug tun, das bekannte freundliche Handzeichen, das zu den beliebtesten seldwylichen Freizeitbeschäftigungen gehört, auf Vrenelis Popo anzubringen. Und das Vreneli sagt jedesmal nur mechanisch «He da!» und verschwindet hinter der Theke. Weiter wird diese in hiesigen Landen seit Menschengedenken geübte Form der Dolce vita nicht geahndet. Sie gehört, wie es scheint, nach ungeschriebener Regel zu jedem Becher hell und zu jedem Kafi güx.

Die vielberedete weibliche Emanzipation, sinniert der Ritter, der längere Zeit keine Dorfbeiz mehr von innen gesehen hat, scheint zumindest in unsern ländlichen Regionen noch nicht in die entscheidende Phase getreten zu sein. Oder ist die Beiz nur noch ein Refugium lebenslanger Schwerenöter? Auf diesem Punkt seiner Erwägungen wird der Ritter empfindlich gestört, und nicht er allein. Die Türe nämlich springt auf, eine rahmenfüllende Erscheinung zieht sämtliche Blicke auf sich, und dann fällt die entscheidende Parole: «So, Göpf, und jetz isch gnueg! I s Näscht, Pürschtli!» Das graue Pürschtli, gut und gern ein Sechziger, sagt ganz zahm: «Zahle, Frölein!» Von freundlichem Handzeichen keine Spur.

Unterwegs zu seiner Waldecke rezitiert Ritter Schorsch nochmals die «Glocke». Dieser Schiller mit seinen Hyänen!

Fridolin Tschudi

Der Versicherungsagent

Wie ein Bettler oft empfangen,
gleicherweise unwillkommen,
darf er kaum an uns gelangen
und wird mürrisch übergangen
oder skeptisch aufgenommen.

Mancher weist ihm schroff die Türe,
offenbar der festen Meinung,
daß er auf den Leim ihn führe
und Verachtung ihm gebühre
als bemühende Erscheinung.

Man will keine Zeit verlieren
mit gewissen Herrn wie diesen,
die devot uns enervieren;
und sie werden mit Manieren,
die nicht fein sind, abgewiesen.

Diebstahl? Feuer? Wasserschäden? –
Ach, man lächelt bloß und kichert,
und man läßt die Schwätzer reden;
denn man ist doch gegen jeden
Fall, so glaubt man, längst versichert.

Aber drei, vier Wochen später
(beispielsweise wenn es brennt)
wünscht man sich als Rechtsvertreter,
wimmernd oder mit Gezeter,
den Versicherungsagent.